

Predigt zu Lukas 17,11-19
(14. Sonntag nach Trinitatis,
Auferstehungsgemeinde Mainz, 10. Sep. 2023)

Ich weiß nicht, ob Ihnen der Name Dankmar Fischer etwas sagt. Er ist wohl mittlerweile im Ruhestand – Dankmar Fischer war nämlich Pastor und Sozialarbeiter bei der Heilsarmee im Hamburger Rotlichtviertel. Er und seine Frau Renate und die Mitarbeitenden der Heilsarmee kümmerten sich in St. Pauli um Obdachlose, Prostituierte und Drogenabhängige. Ich habe ihn vor vielen Jahren kennen und schätzen gelernt als Menschen mit einem großen Herzen und viel professionellem Sachverstand.

Aufgewachsen ist Dankmar Fischer als Pastorensohn in einer schwäbischen Kleinstadt. Als Teenager wollte er vom christlichen Glauben gar nichts wissen, weil er die Gemeinde seiner Eltern so schrecklich fand. Ganz besonders schlimm war dieser Spruch, den er dort immer zu hören bekam: „Dankmar, sei dankbar!“ Solche frommen Sprüche können einem das Christsein wirklich austreiben.

Wir haben das Evangelium für diesen Sonntag gehört, die Geschichte von den zehn Aussätzigen, die alle geheilt werden, aber nur einer bedankt sich bei Jesus. Und was nehmen wir davon jetzt mit für die kommende Woche? „Dankmar, sei dankbar“? Ein guter Christ bist du dann, wenn du ein dankbarer Mensch bist? Und wehe, du vergisst das Tischgebet.....

Na, ich weiß nicht. Evangelium bedeutet „Gute Nachricht“ – und Moralpredigten sind keine gute Nachricht. Moralpredigten erzeugen höchstens ein schlechtes Gewissen und schlechte Laune noch dazu. „Dankmar, sei dankbar“ – das kann's irgendwie nicht sein. Wenn es also nicht darum in unserem Bibeltext geht, worum geht es dann? Ich glaube, es geht darum, unserem Leben eine Richtung zu geben. Wir bekommen sozusagen hilfreiche Adressen: eine Adresse für die Not, eine Adresse für die Heilung, eine Adresse für den Dank.

Eine Adresse für die Not. Zehn aussätzige Männer rufen nach Jesus, irgendwo im Grenzgebiet zwischen Galiläa und Samaria. Was wissen wir über ihre Lebenssituation? Es ist ziemlich unwahrscheinlich, dass sie echte Lepra hatten. Diese schwere Krankheit kam in Israel damals kaum vor, sagt zumindest die medizinhistorische Forschung. Aussatz war stattdessen eine Art Sammeldiagnose für alle möglichen krankhaften Hautveränderungen. Dahinter verbarg sich also nicht eine bestimmte Erkrankung, sondern viele verschiedene, das konnte Schuppenflechte sein oder eine harmlose Pigmentstörung oder auch ein gefährlicher Hautkrebs. Aussatz war der Inbegriff der Unreinheit und galt als schwere Strafe Gottes.

Die Folgen dieser Diagnose waren schrecklich, weil die Angst vor Ansteckung so groß war: Wenn du aussätzig warst, musstest du deine Familie verlassen, durftest nie wieder deine Kinder in den Arm nehmen, nie wieder mit

ihnen herumtoben. Du hattest kein Zuhause mehr, kein Bett, keinen Platz am Esstisch, keine Bank unter deinem Feigenbaum, auf der du dich nach der Arbeit ausruhen konntest. Wenn du aussätzig warst, warst du ohnehin arbeitslos, du konntest dich selbst nicht mehr ernähren und für keinen Menschen mehr sorgen, nicht für deine kleinen Kinder, nicht für deine alten Eltern. Du musstest sofort den Kontakt zu allen deinen Freunden und Nachbarn abbrechen. Die Hochzeit deiner besten Freundin wurde ohne dich gefeiert, bei der Beerdigung deiner Mutter warst du nicht anwesend, an keinem Gottesdienst konntest du mehr teilnehmen. Bei jeder menschlichen Begegnung musstest du „Unrein!“ rufen und mehrere Meter Abstand halten, aber den Ekel und die Angst in den Gesichtern der anderen konntest du sehr gut erkennen. Es gab wohl keine Diagnose, die einen Menschen härter treffen konnte als diese, weil er sofort und vollständig isoliert war.

Deshalb war es auch kein Wunder, dass sich Aussätzige zu kleinen Gruppen zusammenschlossen, die gemeinsam außerhalb der Dörfer in irgendwelchen Höhlen lebten. Sie überlebten, indem sie betteln gingen und sich gegenseitig halfen. In diesen Gruppen spielte es offenbar auch keine Rolle mehr, welchen sozialen Status ein Mensch vorher gehabt hatte, wie alt er war, welcher Religion er angehörte, ob er ein frommer Jude war oder ein Samariter, dem man nicht über den Weg trauen konnte, ein Ausländer, der noch dazu einer Art Sekte angehörte. Im Elend waren alle gleich, die Not schweißte zusammen.

Und dann begegnen diese zehn Aussätzigen Jesus. In seine unmittelbare Nähe trauen sie sich nicht, sie halten die Abstandsregel ein. Aber sie rufen nicht: „Unrein!“ Sie rufen: „Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!“ In diesen Ruf packen sie die ganze Not ihres Lebens. Jeder von ihnen hat so viel verloren, hat so viel hergeben müssen: Die große Liebe, die plötzlich zu Ende war. Die ehrgeizigen beruflichen Pläne. Kostbare Freundschaften. Die finanzielle Sicherheit. Die Geborgenheit im eigenen Zuhause. Die Beziehung zu den Kindern. Die vertraute Gemeinde. Das geliebte Hobby. Den gesunden, schönen Körper. „Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!“

Was sie genau von Jesus wollen, formulieren sie dabei nicht. Wahrscheinlich ist es auch nicht für jeden das Gleiche. Vielleicht denkt einer nur an ein Almosen, an ein Stück Brot für das Abendessen, und ein anderer hofft auf Heilung. Einer schreit vielleicht aus Leibeskräften, ein anderer bringt kaum ein Flüstern über die Lippen. Aber wie groß oder wie klein ihr Vertrauen auch ist, alle zehn wenden sich an dieselbe Adresse: „Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!“ Das ist die Adresse für die Not.

Sie haben sich an Jesus gewandt und bekommen von ihm **eine Adresse für die Heilung**: „Geht und zeigt euch den Priestern!“ Die Priester waren damals sozusagen auch das Gesundheitsamt; sie waren zuständig für die Diagnose von Aussatz und nur sie konnten eine Heilung amtlich bestätigen. Aber bei den Aussätzigen hatte sich nichts getan, Jesus

heilte sie nicht, es ist nicht die geringste Veränderung sichtbar. Sie haben Jesus ihre Not zugerufen und er schickt sie so entstellt und krank, wie sie sind, auf den Weg zu den Priestern. Und da waren sie doch schon mal, damals, als das Urteil über sie gesprochen wurde: „Unrein! Aussätzig!“ Es ist abzusehen, dass sie dort wieder scheitern werden, dass dieser schlimmste Albtraum ihres Lebens sich wiederholen wird, dass die Priester das gleiche vernichtende Urteil sprechen werden. Objektiv hat sich an ihrer Situation absolut nichts geändert. Dass sie sich trotzdem auf den Weg machen, alle zehn – ich kann es mir nur so erklären, dass Jesus als Person eine solche Autorität ausstrahlt und gleichzeitig eine solche Zuwendung gibt, dass diese zehn gar nicht anders können, als direkt loszugehen, weil eine unbändige Hoffnung in ihnen aufbricht.

Geheilt werden sie nicht durch eine magische Formel, nicht durch ein besonderes Ritual, sie müssen keine Geheimwissenschaft studieren und schon gar nicht dafür bezahlen, sie müssen kein Glaubensbekenntnis sprechen, keine Beichte ablegen und sich keiner religiösen Gruppe anschließen. Geheilt werden sie irgendwo unterwegs, fast unmerklich, sozusagen nebenbei, während sie sich ihrer Vergangenheit stellen. Dieser Weg zurück zu den Priestern, der in ihrer Biographie mit der schlimmsten Hoffnungslosigkeit verbunden ist, führt sie Schritt für Schritt zur Heilung, weil es Jesus ist, der sie auf diesen Weg schickt. Und weil er es ist, bleibt nichts, wie es war.

Einer, nur einer, kennt auch **eine Adresse für den Dank**. Als er seine Heilung bemerkt, ändert er die Richtung. Er geht nicht zu den Priestern, um die Sache ordnungsgemäß abzuwickeln, sondern kehrt direkt um und läuft zurück zu Jesus. Er lobt Gott, er wirft sich vor Jesus auf die Knie, er dankt ihm. Und Jesus wirkt enttäuscht darüber, dass dieser Mann der Einzige ist, der zurückkommt. Ich glaube, er hatte sich wirklich gefreut darauf, das zehnfache Glück dieser Menschen zu erleben, ihnen in die leuchtenden Augen zu sehen, zu erleben, wie sie übersprudeln vor Begeisterung, sie erzählen zu hören von ihren neuen Plänen. Aber dann kommt gerade mal einer.

Warum kommt ausgerechnet der Samariter, der Fremde, der in der Religion nicht so zu Hause ist, der anders glaubt als die anderen? Wir bekommen keine Erklärung im Text, aber ich habe eine Vermutung. Vielleicht war der Samariter nicht so geübt in den frommen Ritualen. Die Priester waren für ihn vielleicht nicht die übliche Anlaufstelle im Leben und der Gottesdienst eine eher fremdartige Veranstaltung. Vielleicht sahen die liturgischen Gewänder für ihn ziemlich seltsam aus, er fand sich im Gesangbuch nicht zurecht und konnte auch Psalm 23 nicht einfach auswendig herunterbeten. In all diese traditionellen Formen passte sein Dank also nicht hinein. Und vielleicht waren die anderen neun so in den vertrauten liturgischen Abläufen verhaftet, dass es in ihrem Leben keinen Platz gab für das spontane Lob Gottes. Vielleicht war ihr Glaube festgefahren in dem, was die Priester vorbeteten, in fertigen Formulierungen, in feierlichen Psalmziten, sodass sie vergessen oder verlernt oder

vielleicht gar nie gelernt hatten, selber mit Gott zu reden, Gott ihr ganzes Herz auszuschütten mit Lob und Klage und Dank. Vielleicht war es so, wir wissen es nicht.

Den dringenden Wunsch, jemandem zu danken, haben jedenfalls nicht nur religiöse Menschen. Hans Magnus Enzensberger hat ein Gedicht geschrieben, das geht so:

Vielen Dank für die Wolken.

Vielen Dank für das Wohltemperierte Klavier und, warum nicht: für die warmen Winterstiefel.

Vielen Dank für mein sonderbares Gehirn und für allerhand andre verborgne Organe, für die Luft, und natürlich für den Bordeaux.

Herzlichen Dank dafür, dass mir das Feuerzeug (für die Pfeife) nicht ausgeht, und die Begierde, und das Bedauern, das inständige Bedauern.

Vielen Dank für die vier Jahreszeiten, für die Zahl e und für das Koffein, und natürlich für die Erdbeeren auf dem Teller, gemalt von Chardin, sowie für den Schlaf, für den Schlaf ganz besonders, und, damit ich es nicht vergesse, für den Anfang und das Ende und die paar Minuten dazwischen inständigen Dank, meinetwegen für die Wühlmäuse draußen im Garten auch.

Für die Zahl e oder die Wühlmäuse zu danken, fiel mir garantiert nicht ein, für die Erdbeeren und den Schlaf schon eher – in diesem Gedicht geht es um die tiefe Dankbarkeit für das eigene, ganz persönliche, tief empfundene Glück. Aber das Gedicht hat die Überschrift: „Empfänger unbekannt – Retour á l'expéditeur“. Zurück an den Absender, weil es keinen bekannten Empfänger gibt, weil da kein Gott ist, an den der Dank adressiert sein könnte. Dieser wunderbare Dank läuft also letztlich ins Leere und das ist schade.

Unser Samariter bleibt nicht in Ritualen stecken und adressiert seinen ganz persönlichen Dank an Jesus. Und von Jesus hört er den Satz: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Jesus selbst bestätigt somit seine Heilung. Damit ist Jesus auch selbst zum Priester geworden für diesen Mann. Er schickt ihn auf den Weg zurück ins Leben mit der Zusage im Gepäck: Dein Glaube hat dir geholfen. Das heißt auch: Was du erlebt hast, ist nicht unabhängig von dir geschehen. Dein Glaube, so krumm und schief und minderwertig er dir und anderen vielleicht vorkommt, hat für Gott vollkommen ausgereicht. Gott wird sich also auch in Zukunft nicht davon abhalten lassen, dir Gutes zu tun, weil vielleicht mit deinem Glauben etwas nicht so ganz stimmt. Und das ist doch auch wieder ein Grund zu danken.

Anne Schumann